Emangweni

1863–1913

von Superintendent a. D.
Pastor Friedemann
in Wartenberg (Pommern)

Berlin 1913
Buchhandlung der Berliner
evangel. Missionsgesellschaft

Preis 25 Pfg.

No. 4818
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY

Emangweni

1863–1913

Rec'd MAY 1914

Von Superintendent a. D.
Pastor Friedemann
in Wartenberg (Pommern)

Berlin 1913.
Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft
NO. 43, Georgenkirchstraße 70.

erweckend an. Aber zwischen Worten und Taten ist bekanntlich oft ein großer Unterschied. — Es hatte sich gefügt, daß in der Nähe von Putini's Volk ein verwandter Kaffernstamm unter einem jüngeren Häuptling, Langalibalele, angesiedelt worden war. So überlegten denn unsere Missionare in Natal gewissenhaft, wie sie diesen beiden Stämmen mit dem Evangelium nahekommen könnten. Schon im nächsten Jahre nach jenem Besuch Putini's auf Emmaus begab sich Güldenpfennig mit einem andern Missionar auf eine Erkundungsreise. Aber siehe da! Die zuerst scheinbar freundliche Stimmung des alten Putini hatte sich gewandelt; er wollte nicht zugeben, daß weiße Lehrer unter seinem Volk wirkten. Mürrisch wies er die Missionare ab: „Ich habe keine Speise für Euch; bleibt nur auf Eurem Platz und lehrt dort!" Und während die Missionare zu ihm redeten, hörte er gar nicht zu, sondern fiel ihnen fortgesetzt mit der Bitte um Tabak, Geld und Kleidungsstücke ins Wort. Dieser Widerstand hätte ja für sich allein die Begründung der Arbeit unter dem Volk nicht verhindert; wie oft schon ist unter ähnlichen Umständen eine Tätigkeit begonnen worden und unter Gottes Leitung auch gediehen. Aber in diesem Falle kamen noch andere ungünstige Verhältnisse dazu, die den deutlichen Eindruck erweckten „Meine Stunde ist noch nicht gekommen". Noch nicht — wie tröstlich ist dieses „noch" in dem bekannten Wort des Heilandes; es schließt in sich die Verheißung: einst wird die Stunde kommen. Und sie kam auch für Putini's Volk, — freilich mehr als 10 Jahre später. Sowohl die Brüder in Natal wie die Väter in Berlin hatten die Amangwe nicht vergessen, sondern nur die Gelegenheit und den Wink von oben abgewartet.

Im Jahre 1863 machte sich der junge Missionar Neizel, der bis dahin eine kurze Zeit auf unserer Station Stendal mitgearbeitet hatte, auf, um zu sehen, ob die Zeit gekommen sei. Wenige Wochen vor diesem seinem ersten Besuch war Putini gestorben; sein Sohn und Nachfolger Umbasso empfing den Missionar ganz freundlich und erklärte sich mit seiner Niederlassung unter dem Volk einverstanden. Damit war die Sache entschieden. Durch eine liebliche Erfahrung wurde Neizel in seiner Freudigkeit gestärkt. Er hatte nicht lange vor seiner Reise einen Mann aus Putini's Stamm kennen gelernt. Dieser war in Pietermaritzburg, der Hauptstadt der Natalkolonie, mit dem Evangelium in Berührung gekommen und getauft worden; er wohnte auch dort. Im Laufe des Gesprächs mit Neizel rief er aus: „Ach, wenn doch erst alle Häuptlinge Lehrer hätten!" Der Missionar er-

öffnete ihm, daß dieser Wunsch für Putini's Volk wohl bald in Erfüllung gehen würde. Das war dem Manne eine große Freude, und er erwiderte: „O, wenn das geschieht, dann komme ich auch gleich wieder zurück; denn obgleich meine Eltern und Geschwister nicht glauben, liebe ich sie doch. Und sie werden auch glauben, wenn nur erst ein Lehrer da ist. In der Hauptstadt wohne ich nur deshalb, weil bei meinem Volk kein Lehrer ist."

Neizels Einzug

in das Land vollzog sich im Juni 1863. Einzug! Ja, das darf man sich nun nicht so vorstellen, wie wenn bei uns zulande etwa ein neuer Pastor seinen Einzug in seine Gemeinde hält. Da begrüßen ihn wohl Lehrer, Kinder, Gemeinde-Kirchenrat, die Tür des Pfarrhauses ist mit einem Blumengewinde geschmückt, seine Sachen hat er mit Möbelwagen auf der Eisenbahn vorausgeschickt; und wenn auch manches von dem Erwähnten fehlt, — jedenfalls findet er ein Haus vor, das ihm zur Wohnung dient. Bei einem Missionar ist das anders, besonders wenn es sich um Anlegung einer neuen Station handelt. Neizel setzte sich in Stendal auf einen mit einem Pferde bespannten Wagen; auf diesem stand vorn eine Kiste, dahinter eine Kommode, dazu noch ein Kasten, auf den ein Tisch gebunden war, endlich ein paar Stühle; mehr hatte er nicht. So fuhr er — etwa 75 Kilometer weit — ganz allein nach Westen bis zum vierten Tage. Da erreichte er einen sehr großen Gebirgskessel, eine schöne Gegend, von dem Flusse Tugela durchströmt, von hohen Bergen umkränzt, die zumteil mit Wald bewachsen waren. Er sah auch eine ganze Anzahl runder Kaffernhütten. Nun spannte er sein Pferd aus, sattelte es und ritt ein Stück weiter. Bald fand er eine Stelle nahe am Wasser, die ihm zur Ansiedelung geeignet schien. „Hier soll mein Häuschen stehen" — sagte er sich; denn vorhanden war ja natürlich kein Wohnhaus. Gleich am ersten Tage sprach er mit einigen von den Leuten, denen er in Zukunft das Wort Gottes verkündigen sollte. Sie betrachteten ihn verwundert und neugierig. „Wo sind denn hier die Leute, die gern lernen wollen?" fragte er. Antwort: „Die kennen wir nicht, die müssen anderswo sein." Der Missionar fragte weiter: „Wo sind denn hier die Leute, die nicht gern sterben wollen?" Da wurden sie lebhaft. „O, das sind wir alle; wir fürchten uns alle zusammen sehr vor dem Tode!" Darauf Neizel: „Nun seht, ich bin ein Lehrer und habe ein Mittel, das vor dem Sterben bewahrt." Das

war eine Kunde! man wollte sofort hören, was für ein Mittel das sei. Jeder kann sich die Erwiderung denken. „Das Wort Gottes, die Geschichte von dem Herrn Jesus, dem Sohne Gottes!" Die Alten, die diesen teuren Namen noch nie gehört hatten, waren ganz erstaunt. Aber nun nahm ein junger Mann das Wort. „Ich habe früher in Pietermaritzburg gearbeitet, da waren auch Lehrer, die sagten ebenso, aber die Leute starben doch!" — „Ja", sprach der Missionar, „natürlich sind die Leiber gestorben, aber mein Mittel hilft gegen den Tod der Seele, daß die nimmer stirbt." Das verstanden sie nicht, und einer sagte: „Wir wünschen allein, nur immer auf dieser Erde bleiben zu können." Das war ja nicht erfreulich; aber wie konnte anderes erwartet werden? Neizel ließ sich nicht entmutigen, sondern begann seine Arbeit mit freudiger Zuversicht und brünstigem Gebet. Den Tag seiner dauernden Niederlassung unter den Amangwe, den 25. Juni 1863, rechnen wir als Gründungstag der Station Emangweni. Er wohnte zuerst in einem mitgebrachten alten, undichten Zelt; dann baute er sich mit geringer Unterstützung der Eingeborenen ein Häuschen aus Holz, Rasen und Gras. Der Häuptling Umbasso, den er gleich im Anfang besuchte, kam ihm nicht unfreundlich entgegen, während die Alten, die Räte und Freunde des verstorbenen Putini, sein Kommen nicht gern sahen. Doch ihre Stimmung änderte sich ziemlich bald, — nicht in dem Sinne, daß sie etwa nach kurzer Zeit das Evangelium liebgewonnen hätten. Ach, davon waren sie noch weit, weit entfernt. Aber den Mann gewannen sie lieb. Und das war erklärlich. Neizel hatte — um gleich hier ein Wort über seine Persönlichkeit zu sagen — ein stilles, gütiges Wesen. Er war freundlich und geduldig und verfuhr auch bei dem schärfsten Widerstand gegen seine Wirksamkeit niemals hart mit den Leuten. Er war ein innig frommer Mann; seine Seele brannte vor Verlangen, die Heiden, unter die er gesandt war, zum Heil zu leiten. Wohl werden in seinen Briefen und Berichten manche Seufzer laut über die Unempfänglichkeit und die Herzenshärtigkeit der Eingeborenen. Er kannte ja bereits die Volksart im Allgemeinen und spricht es aus: „Es ist der Anfang einer Station unter Kaffern und wird auch hier nicht anders gehen, als unter allen Kaffern, mit viel Not und Schmerzen." Aber er war bereit, diese Schmerzen zu tragen; er war im besten Sinne das, was man einen „Optimisten" nennt, das Gegenteil von einem Schwarzseher; trotz aller Mißerfolge und Enttäuschungen wurde er nicht kleinmütig und verzagt. Immer wieder klingt durch seine Äußerungen die freudige

Hoffnung und die unwandelbare Zuversicht: „Der Herr wird auch diesem Volk die Augen öffnen und ihre Herzen gewinnen. Ich möchte sie gern glücklich in Jesu sehen, und ich glaube es auch, seine Zeit wird einmal kommen, wo seines Geistes Wehen auch hier verspürt werden wird." — Ein treuer, liebevoller, glaubensstarker, hoffnungsfroher Mann, — so hat er gewirkt bis an sein seliges Ende. — Aber wir haben vorläufig noch nicht von seinem Ende, sondern von dem

Anfang der geistlichen Arbeit

zu reden. Es war an einem Sonntag im Juli, als Neizel, nachdem das Notdürftigste der äußeren Einrichtung erledigt war, die erste Predigt vor einer recht zahlreichen Zuhörerschaft hielt. Was er gesagt hat, können wir nicht feststellen, aber wir können's uns sehr wohl denken. Unsere lieben Missionare fangen immer und überall gleich mit der Hauptsache an, das ist die Liebe des lebendigen Gottes, die sich in Jesu offenbart. Nach der Predigt trat ein Mann an Neizel heran; es war ein Bruder des Häuptlings, mit Namen Umbalo; dieser wohnte ziemlich nahe bei dem Missionar und war ihm von vornherein mit einer gewissen Liebenswürdigkeit entgegengekommen. Nun sprach er: „Lehrer, ich glaube, für uns Alte ist dieses Wort nicht mehr; siehe an, mein Haar wird schon weiß; das Wort ist etwas für das junge Volk." Natürlich suchte der Missionar ihn zu widerlegen. Aber wie wenig der Mann verstand, worauf es ankomme, — zugleich ein Beweis dafür, was oftmals die Heiden sich unter der ihnen dargebotenen „frohen Botschaft" denken, war die Frage im weiteren Verlauf des Gesprächs: „Was wird das Wort uns bringen? wird es uns auch die Freude machen, zuweilen Fleisch vor Dein Haus zu bringen?" Das hört sich ja trostlos an. Aber wer wollte sich darüber wundern? Und daß Umbalo mit der Zeit eine richtigere Vorstellung gewann, zeigte sich doch verhältnismäßig bald. Denn ein paar Monate später versäumte er einmal eine Sonntagspredigt; doch kam er noch denselben Tag zu Neizel; dieser redete ihn an: „Nun hast Du nichts gehört; Du kannst aber jetzt noch etwas hören, wenn Du willst." — „Ja, ich will hören", antwortete Umbalo. Neizel wollte sich überzeugen, ob sein Hörer wohl schon etwas weitergekommen wäre, und fragte: „Warum willst Du denn Gottes Wort hören?" Darauf die Erwiderung: „Du hast uns ja gesagt, daß wir auf verkehrtem Wege sind; nun will ich den rechten Weg lernen, den Gottes Wort weist." Das war doch schon ein Fortschritt.

Zum Anhören der Predigt kamen die Leute ganz willig, — vorläufig allerdings nur Männer und Jünglinge. Daß Neizel sie dringend bat, doch auch die Frauen und Mädchen zum Hören zu veranlassen, kam ihnen zwar erst sehr verwunderlich vor; aber es wurde dieser Wunsch in der Folge doch mehr und mehr erfüllt. Der Missionar begnügte sich indessen nicht mit der öffentlichen Verkündigung am Sonntag, sondern er besuchte auch die einzelnen in ihren Hütten und sprach mit ihnen. Auch zu den Kranken ging er gern. Da machte er aber andere Erfahrungen, als wir aus der heimischen Christenheit gewöhnt sind; er hatte den Eindruck, daß die Kranken unter den Kaffern gegen Gottes Wort besonders verschlossen seien. Das Herz wurde ihm oftmals schwer, wenn er bei Kranken und Gesunden nicht blos Gleichgültigkeit, sondern ausgeprägte Abneigung gegen das Evangelium wahrnehmen oder gar den Schmutz und Greuel des ungebrochenen Heidentums mitansehen mußte. Ach, wie unendlich viele — scheinbar und auch tatsächlich — fruchtlose Mahnworte muß so ein Bote Gottes auf dem Missionsfelde aussprechen! Aber ist es nicht leider mitten in der Christenheit ganz ähnlich? Auch das ist etwas Ähnliches: die Scheu vor den „andern". Ein junger Mann, den Neizel fragte, warum er nicht auch des Sonntags zur Predigt komme, antwortete einfach: „Weil ich nicht will, daß die Leute schlecht von mir sprechen sollen." Ein anderer gab auf die gleiche Frage den Bescheid; „Laß nur erst alle Leute unseres Kraals zum Gottesdienst gehen; geht aber einer allein, so würde es bald von ihm heißen: er ist verrückt." Gerade so sagte man in den Erweckungszeiten gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns in der Heimat oft genug von einem, der sich ehrlich bekehrte. Unsere geistlichen Väter, Gustav Knak, Moritz Goercke u. a. wußten davon manches zu erzählen. —

Indessen bescherte Gottes Güte dem einsamen Prediger in Emangweni auch erfreuliche Erfahrungen. Einzelne Seelen begannen doch die Frage zu verstehen: Was muß ich tun, daß ich selig werde? Da erzählt er aus jener Anfangszeit von zwei Männern, die ihm Hoffnung erweckten, Mapungwane und Umbope. Der erstere gab einmal dem Missionar fast wörtlich wieder, was dieser in seiner letzten Predigt gesagt hatte. Allerdings kommen auch zuweilen sonderbare Einwände gegen das Christentum. So rief einst ebenderselbe Eingeborene mit einem gewissen Unwillen aus: „Das ist alles ganz gut, aber wenn man nur als Gläubiger nicht immer Kleider tragen müßte!" Die lieben Leutchen empfinden die Notwendigkeit anständiger Be-

Die alte Station Emangweni.

kleidung als einen lästigen Zwang. Doch wir wollen lieber von diesem Mapungwane noch ein hübsches Geschichtchen berichten. Eines Sonntags sah Neizel ihn während der Predigt immerfort mit einem Messer an seinem Handstock herumschneiden. „Heute ist Mapungwane recht unaufmerksam!" — dachte er bei sich. Nachher traf er den Mann und fragte ihn, was er denn von der Predigt behalten habe. Da sah dieser seinen Stock an und berichtete nach den einzelnen eingeschnittenen Kerben ganz fein alle Hauptpunkte der Predigt. Nichtwahr? ein eigentümliches „Kerbholz". Es war also die scheinbare Unaufmerksamkeit nur gesteigerte Aufmerksamkeit gewesen. —

Inzwischen hatte Neizel auch allerlei äußerliche Arbeit zu verrichten. Er mußte sich ein neues Wohnhaus bauen, da das erste von den weißen Ameisen zerstört wurde. Auch eine kleine Kirche errichtete er in diesem ersten Jahre. Ferner wurde eine Rasenmauer um das Gehöft gezogen; diese dient zum Schutz gegen Feuersgefahr. Die Bewohner haben nämlich die Gewohnheit, alljährlich im Herbst auf weite Strecken hin das mannshohe Gras abzubrennen. Da kann das Feuer leicht auf Gebäude übergreifen. —

Im Jahre 1866 erlebte der Missionar eine große Freude. Freilich werden wir sehen, wie in der Missionsarbeit oft eine helle Freude bald wieder gedämpft, eine gute Hoffnung zu Wasser wird. Aber vorläufig war es eine Freude: zum erstenmal nach dreijährigem andringendem Werben meldete sich ein junger Mann, Matebula, zum Taufunterricht, — zum Katechumenat, wie es in der Mission genannt wird. Er hatte schon bei einem norwegischen Missionar im Sululande einigen Unterricht genossen. Matebula war von stillem, ernstem Wesen und führte einen guten Wandel; auch ging er stets in ordentlicher Kleidung. Der kam nun regelmäßig zu Neizel und lernte mit Eifer. Der heiße Wunsch des Missionars, daß nun auch andere den Mut haben möchten, sich zu melden, sein wiederholtes Bitten um Eintritt in den regelrechten Unterricht blieb zu seinem Schmerz seinen eigenen Leuten gegenüber noch unerfüllt. Aber zu dem einen, der ja auch gewissermaßen ein Fremdling war, gesellten sich bald zwei Ehepaare, ebenfalls Zugewanderte, die bis dahin bei einem Bauern gewohnt und äußerlich christliche Lebenssitte angenommen hatten. Diese fünf Personen unterrichtete Neizel als Erstlinge. Der demütige und glaubensfrohe Mann pries Gott für diesen geringen Anfang; er freute sich, daß seine Stationsleute, wenngleich noch keiner von ihnen die Taufe begehrte, doch wenigstens ein herzliches Vertrauen zu ihm hatten,

und blieb beharrlich der Zuversicht: „Es wird noch ein Regen und Bewegen kommen zur Ehre dessen, der sein Blut für die Seelen am Kreuzesstamm vergossen hat."

Die erste Taufe.

Fast scheuen wir uns, diese Überschrift zu benutzen; denn das Frohgefühl, das sonst mit diesem Wort verbunden ist, war von gar zu kurzer Dauer und hatte einen überaus schmerzlichen Nachklang. Immerhin war es für den Augenblick ein Festtag in dem Leben des treuen Missionars, als er am 3. Februar 1867 den Matebula taufen konnte, der sich dabei den Namen Isaak wählte. Welche Hoffnung hatte er an diese Erstlingstaufe geknüpft! Und nun mußte er schon nach wenigen Wochen eine furchtbare Enttäuschung erleben! Denn Matebula, statt ein christliches Vorbild zu werden, beging in unbegreiflicher Verblendung einen Streich echt heidnischer Leichtfertigkeit. Er war verlobt, aber die Verheiratung konnte aus irgendwelchen Gründen nicht sogleich erfolgen; da verlor er die Geduld, ließ seine Braut sitzen und lief bei Nacht mit einem andern Mädchen davon.

Es war für Neizel ein Trost, daß die andern vier, die er im Unterricht hatte, treu blieben und noch in demselben Jahre getauft werden konnten; auch ihre vier Kinder wurden mit ihnen getauft. So war denn nun doch tatsächlich in Emangweni eine — wenn auch ganz kleine — Christengemeinde von acht Seelen vorhanden. Besonders erfreulich war es, daß endlich auch ein Mann aus Putini's Volk sich zum Taufunterricht anmeldete. Es war Mapungwane, jener Mann mit dem „Kerbholz". Schon längere Zeit hatte er fleißig den Gottesdienst besucht; eines Sonntags blieb er allein zurück und sagte: „Mein Herz will nun wahrlich glauben." Er kam dann auch zum Unterricht, und am zweiten Weihnachtsfesttag 1869 wurde er auf den Namen Paulus getauft. Auch einige andere schlossen sich an. Also eine Frucht der mühevollen Arbeit auf hartem Boden war nicht zu verkennen. Merkwürdig ist es, wie die Heiden oftmals mit dem Verstande die Wahrheit des Evangeliums anerkennen, aber trotzdem ihre Herzen dem Herrn nicht hingeben wollen. Ist es nicht auffallend, daß ein Heide von einem Nachbarn, der den Unterricht besucht, zu dem Missionar sagt: „O, er glaubt und freut sich, daß er den Weg zur Hölle verlassen hat"? Klingt's nicht wie das Urteil eines gereiften Christen, über einen, der erst anfängt, Ernst zu machen? Aber auf

den Vorhalt Neizel's, daß er, der so rede, dann doch auch Christ werden müsse, hieß es: „Mein Herz hat noch nicht gewollt."

In diese Zeit der ersten Lebensregungen fiel der

Besuch des Missions-Direktors D. Dr. Wangemann

im Jahre 1867. Auch er hatte den Eindruck: „Des Herrn Wort geht, wenngleich langsam, so doch sichtlich voran." Aber gerade in seinen Unterredungen mit den Eingeborenen trat eines der mächtigsten Hemmnisse in sehr bezeichnender Weise hervor, das ist die Vielweiberei. Der gesittete Europäer kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, welche ungeheuer wichtige Rolle diese Unsitte unter den afrikanischen Völkern spielt, und wie unsäglich schwer es ist, sie von der Verkehrtheit und Sündlichkeit dieser Einrichtung zu überzeugen. Sehr häufig ist das Festhalten an der Vielweiberei der einzige Hinderungsgrund für die Bekehrung eines im Übrigen stark angeregten Heiden. Jener schon mehrfach erwähnte Umbalo, der angesehene, einflußreiche Mann aus der Häuptlingsfamilie, der sich zu dem Missionar höchst freundschaftlich stellte und als getreuer Nachbar viel mit ihm verkehrte, hatte zwei Söhne, die er gern in den Taufunterricht gehen ließ. Nun kam einer von diesen beiden jungen Männern, Umbope, auf den Gedanken, neben seiner Frau noch eine zweite heiraten zu wollen. Hierüber sprach der Direktor eingehend und ernst sowohl mit dem Vater als auch mit dem Sohne. Umbope verwahrte sich sehr entschieden gegen den Verdacht, als habe er durch seine Absicht „das Wort Gottes weggeworfen". Nein! versicherte er, er liebe das Wort nach wie vor; und hartnäckig hielt er allen Einwänden gegenüber daran fest, man könne sehr wohl ein gläubiger Christ sein, wenn man auch mehrere Frauen habe. Wangemann konnte nichts ausrichten, gab aber dem jungen Manne die bündige Versicherung, er werde nicht getauft werden, wenn er sein Vorhaben ausführe. Auch die Verhandlungen mit dem Vater führten zu keinem befriedigenden Erfolg. Der Direktor gab freundlich zu, daß es für ihn, den alten Umbalo, sehr schwer sein würde, sich von seinen vielen Frauen zu trennen; aber sein Sohn habe doch erst eine Frau, der könne es doch wohl über sich gewinnen, es bei dieser einen zu belassen, um Christ zu werden, was er ja doch wolle. Der Alte suchte mit einer gewissen Findigkeit die Vielweiberei zu verteidigen. So entgegnete er z. B.: „Ja, wir wollen auch tun nach Gottes Wort, aber wenn wir nur eine Frau hätten, würde es

für die zu schwer werden. Sie wird, wenn der Mann böse wird, dann alle Schelte allein tragen müssen. Unsere Frauen lieben es auch, wenn ihrer viele sind, denn da können sie viel miteinander sprechen und haben viel Unterhaltung." Wangemann erwiderte, sprechen könnten Frauen doch miteinander, auch wenn sie nicht alle Weiber eines Mannes seien; und was das Schelten betreffe, so tue das eben ein christlicher Ehemann sehr viel weniger, so daß es die eine wohl tragen könne. Auch wies er darauf hin, daß er soeben von einem andern Stamme komme, wo schon eine größere Christengemeinde entstanden sei, die aber selbstverständlich völlig mit der Vielweiberei gebrochen habe. Umbalo und andere Heiden, die dabei waren, konnten schließlich nichts mehr erwidern; aber daß sie nicht innerlich überzeugt waren, konnte man ihnen wohl anmerken. Gewiß hat auch der Direktor selbst nicht erwartet, daß es ihm gelingen werde, in wenigen Tagen eine Jahrhunderte alte, tief eingewurzelte Volksanschauung zu überwinden. Aber sein entschiedenes Zeugnis mußte doch einen gewissen Eindruck machen. —

Bei allem Ernst des Verkehrs gönnte sich übrigens der ehrwürdige Mann auch zur Erholung das Vergnügen, sich einen Waffentanz der Jünglinge vorführen zu lassen, und hatte seine harmlose Freude an den kunst- und kraftvollen Bewegungen. —

Hierbei sei eingeschaltet, daß eine Zeitlang zwei junge angehende Missionare in Emangweni mitarbeiteten, die für andere Stationen bestimmt waren, aber durch eigenartige Verwickelungen an der Erreichung ihrer Ziele gehindert wurden. Ihre Anwesenheit war namentlich der Entwickelung des Schulwesens zugute gekommen. Diesen beiden wies nun der Direktor ihre weiteren Wege. — —

In den nächsten Jahren gab es dann zwar langsame und nicht gerade glänzende, aber doch

erkennbare Fortschritte.

Wiederholt konnten Taufen stattfinden, und neue Taufbewerber traten in den Taufunterricht. Neizel, der sich inzwischen (August 1868 mit Fräulein Emma Hannemann) verheiratet hatte, führte seine Arbeit in Predigt, Unterricht und Seelsorge fröhlich und geduldig weiter; er hielt nicht nur die Gottesdienste auf seiner Station, sondern predigte fleißig auch auf anderen Plätzen. Wenngleich er für jede geringste Frucht seines Wirkens dankbar war, so lernte er jedoch auch, je mehr er mit dem Volk in Berührung kam und in seine Anschauungen ein-

drang, desto genauer die ungeheure Wucht des furchtbaren Aberglaubens kennen. Selbst Leute, die seine Wortverkündigung ohne erheblichen Widerspruch anhörten, trieben nach wie vor ihre götzendienerischen Gebräuche unbekümmert weiter. So sah der Missionar eines Tages einen merkwürdigen und ihm sehr schmerzlichen Vorgang mit an. Eine Anzahl Eingeborener stand um ein Haufen Vieh herum. Drei Männer „beteten" der Reihe nach. Dabei beobachteten sie aufmerksam das Vieh; denn aus den Bewegungen der Tiere meinten sie erkennen zu können, ob die Götter, die Geister ihrer Ahnen, ihnen günstig oder ungünstig seien. Die Gebete aber lauteten ungefähr so: „Wie kommt es? Die Weiber sind krank, die Kinder sterben, Kälber werden wenige geboren. Was haben wir gesündigt? Wir wissen es nicht! Hier ist nun Vieh, das geben wir euch, ihr sollt es essen. Nun macht, daß wir wohlleben können!" Alles das in einem herausfordernden, mürrischen Ton. O welch' ein Unterschied zwischen diesem heidnischen Anschreien der Geister und dem demütigen, stillen, kindlichen, vertrauens- und ergebungsvollen Gebet der Christen! — Zu den erfreulichen Erfahrungen gehörte es, daß die wenigen Christen und die Taufbewerber nicht nur für ihre Person ein gutes Vorbild gaben, sondern auch in bescheidenem Maße sich an der Ausbreitung des Evangeliums unter ihrem Volk zu beteiligen begannen. Das geschah allerdings vorläufig noch nicht in der Form eines geregelten Helferdienstes, wie er sich auf den älteren Missionsstationen naturgemäß entwickelt. Aber sie bemühten sich doch, unter ihren Volksgenossen zu werben und sie einzuladen: Kommt, denn es ist alles bereit! Daß es auch viele Enttäuschungen gab, daß manche scheinbar hoffnungsreiche Blüte nicht zur Fruchtentwickelung gelangte, daß sogar ausgeprägte Feindschaft dem Wort vom Kreuz begegnete, — wer wollte sich darüber wundern? Die Erscheinung, daß wohl öfter der Missionar die Sachlage zu günstig beurteilte, hatte ihren Grund in einer bestimmten Eigentümlichkeit des Volks: sie waren so sehr geneigt, Redensarten zu machen und den Weißen zu Munde zu reden. Häufig taten sie Äußerungen über das Wort Gottes und den Wert des Christentums, die derart zustimmend und anerkennend klangen, daß der Eindruck erwachsen mußte: wer so redet, der ist nicht fern vom Reich Gottes, der wird bald den entscheidenden Schritt tun. Aber hundertmal war nichts dahinter, — leere Worte, Schall und Rauch! Ein rechtes Beispiel hierfür war der mehrfach erwähnte alte Umbalo. In seiner höchst freundlichen persönlichen Stellung gegen Neizel blieb er sich gleich, ja,

er schickte ihm seine Söhne zum Unterricht; aber den Wunsch, daß sie wirklich Christen würden, hatte er durchaus nicht, und für seine Person dachte er erst recht nicht daran. Einer von diesen Söhnen wurde schwer krank; er hatte nicht selten die Gottesdienste besucht und schien dem Evangelium geneigt. Nun besuchte ihn der Missionar öfter, und das Gleiche tat auch Paulus Mapungwane. Diesen wies der Vater vom Krankenbett hinweg. Es wurde ernster. Nicht lange vor seinem Tode rief der junge Mann nach Neizel; aber der Vater ließ den Wunsch des Sterbenden unerfüllt. Nachher entschuldigte er sich bei Neizel, es sei zu spät gewesen. — „Wir halten es, wie unsere Väter" — das ist oft die Ausrede, mit der sie das Eindringen auf das Gewissen abweisen. — Eine alte Frau, die jahrelang unter dem Gehör des Worts gestanden hatte, erklärte: „Gläubige lieben da oben zu leben; ich liebe das hier unten." —

Immerhin war die Gemeinde im Laufe des ersten Jahrzehnts auf 36 Seelen herangewachsen, denen fast durchweg das Zeugnis gegeben werden durfte, daß sie durch das Streben nach Heiligung ihres Wandels dem Namen des Herrn Ehre machten. — Von äußerlichen Dingen ist noch zweierlei zu erwähnen: zunächst daß das erste Kirchengebäude durch einen Umbau größer und schmucker gestaltet wurde. Ferner daß die Regierung der Station ein beträchtliches Stück Land überwies, rund 600 Hektar. Da die Christengemeinde den Acker nicht in seinem ganzen Umfang verwerten konnte, wurde ein Teil auch heidnischen Stammesangehörigen überlassen; diese mußten, um das Eigentumsrecht der Station sicherzustellen, jährlich von Neuem die die Genehmigung zur Benutzung von dem Missionar erbitten. Daraus ergaben sich freilich Schwierigkeiten; denn wenn nun Leute von auswärts zuzogen, die mit der Absicht kamen, Christen zu werden, und auch getauft wurden, so war es natürlich, daß diese an erster Stelle berücksichtigt wurden; und die Heiden nahmen es übel, daß hierdurch ihr Anteil geschmälert wurde. Aber der friedfertige Neizel wußte stets die Streitigkeiten zu schlichten. Übrigens flossen aus der Bewirtschaftung des Landes — es war guter Weizenboden — auch in die Missionskasse gleich im ersten Jahre nach der Überweisung 660 M. —

Ein schweres Unheil

brach im Jahre 1873 über Emangweni herein. Es kann hier nur in aller Kürze berichtet werden. Ein den Amangwe verwandter und benachbarter Stamm unter dem Häuptling Langalibalele geriet in eine

aufrührerische Bewegung gegen die englische Regierung. In die Kriegswirren wurde Putini's Volk zunächst nur insofern hineingezogen, als ein Teil der bewaffneten Macht ganz in der Nähe von Emangweni aufgestellt war und von den Leuten Vieh requirierte. Obwohl nun die bündige Versicherung gegeben wurde, daß der Preis für das Vieh gegen auszustellende Scheine später ehrlich bezahlt werden sollte, zeigten sich doch die Putinischen Kaffern höchst ungeneigt, die Anforderungen der militärischen Befehlshaber zu erfüllen. Es war inzwischen der Häuptling gestorben und Umbalo — für einen Minderjährigen — zum stellvertretenden Häuptling ernannt worden. Wäre nun dieser nicht ein so schwacher und unselbständiger Mann gewesen, so hätte er viel Elend von dem Volke abwenden können. Trotz Neizel's dringenden Rates ließ er sich durch die leidenschaftliche Stimmung der Jugend beeinflussen und verfuhr bei der Lieferung des geforderten Viehs so säumig und widerstrebend, daß die Engländer um des Bedürfnisses und um ihres Ansehens willen gezwungen waren, mit Gewalt zu nehmen, was freiwillig nicht gegeben wurde; ja, es wurden, um das Volk zu strafen, die Forderungen bedeutend erhöht. Natürlich wurden die Leute hierdurch erregt, und es wurde manches böse Wort gegen die Regierung laut. Diese glaubte hieraus und aus manchen anderen, in der Tat sehr verdächtigen Anzeichen schließen zu müssen, daß die Putinischen mit den Langalibalelesschen unter einer Decke steckten und an dem Aufruhr mitbeteiligt seien. Es waren sehr schwere Wochen für unsern Neizel; es war zeitweise fraglich, ob er es wagen dürfe, auf der Station zu bleiben. Aber er hielt treulich aus. In all diesen Wirren wurde er von den englischen Befehlshabern überaus rücksichtsvoll behandelt. — Als nun der Aufstand Langalilalele's niedergeworfen war, kam das Gericht über Putini's Volk. Es wurde als solches aufgelöst. Die Einwohner wurden an verschiedene Orte außerhalb ihres Stammesbezirks fortgeführt, sie bildeten kein Volk mehr, ihr Vieh, ihr Land wurde ihnen genommen, ihre Kraale wurden zum größten Teil abgebrannt. Nur die getauften Christen, ihre nächsten Angehörigen, die Taufbewerber, eine Anzahl Dienstjungen und alte Leute durften bleiben. Es waren im Ganzen rund 100 Seelen. — Beiläufig sei hier, um einen Eindruck von dem Viehreichtum der Kaffern zu geben, bemerkt, daß der Verkauf des konfiszierten Viehes die Summe von 240 000 M. brachte. — Die geschilderten Ereignisse wirkten auf Neizel so niederdrückend, daß der nie verzagende Mann doch die Frage erwog, ob es möglich sein werde, die Station bestehen zu lassen.

Die neue Station Emangweni.

Gott sei Dank! es war möglich. Wir brauchen hier nicht abzubrechen, sondern können die Station in ihrer Entwickelung durch

das zweite Jahrzehnt

begleiten. — Daß es zunächst traurige Zeiten gab, kann sich jeder vorstellen. Das kleine vereinsamte Häuflein befand sich in gedrückter Stimmung. Während der Unruhen mußte für die dicht bei der Station lagernden Heeresabteilungen täglich viel Vieh geschlachtet werden; eine ordnungsmäßige Beseitigung der Abfälle ließ sich nicht durchführen. So entstanden infolge der üblen Ausdünstungen allerlei Krankheiten. Auch Neizel's verloren ein Töchterlein, und — was noch viel schmerzlicher war — in demselben Jahre 1874 mußte der arme Mann auch seine treue Lebensgefährtin begraben. O welche schweren Opfer müssen unsere lieben Missionare bringen, welche harten Lasten haben sie zu tragen! Du sagst beim Lesen: Nun ja, es ist betrübend genug; aber daß ein Mann seine Frau verliert, kommt doch auch bei uns in der Heimat tausendmal vor. Wohl wahr; die Tatsache ist die gleiche — hüben und drüben. Aber das Gewicht eines solchen Verlustes ist auf dem Missionsfelde unermeßlich viel schwerer. Neizel schreibt: „Der Herr hat mich mit dem Heimgang meines lieben, teuren Weibes sehr geschlagen. Ich habe viel, sehr viel mit ihr verloren. Sie war mir ein liebes, treues Weib und eine liebe und liebende Mutter unserer Kinder; und wie sie das Werk der Mission und unserer Station auf liebendem und betendem Herzen trug, weiß keiner so wie ich."

Daneben aber ließ es der Herr auch an Sonnenschein nicht fehlen. Es stellte sich heraus, daß der Verdacht, Putini's Volk habe Aufruhr gegen die Regierung geplant, doch nicht recht zu begründen sei. Die erwartete Gerichtsverhandlung kam gar nicht zustande, und schließlich wurde nach längerem Zögern dem Volke „Generalpardon", allgemeine Verzeihung erteilt. Sie durften ins Land zurückkehren, ihre alten Wohnstätten wieder beziehen und ihre Hütten wieder aufbauen. Ja, die Regierung half ihnen mit Geldmitteln, da sie sich überzeugt hatte, daß die Strafe zu hart gewesen sei. Natürlich kamen nicht alle zurück; manch einer — unter ihnen auch der alte Umbalo — war in der Fremde gestorben. Es bewährte sich auch hier die Wahrheit: Anfechtung lehret aufs Wort merken. Die Leute kamen jetzt fleißiger zum Gottesdienst als früher. Fortgesetzt meldeten sich neue Taufbewerber, nicht scharenweise, aber doch einzelne; jährlich konnten einige Taufen voll-

zogen werden. Zu einem gewissen Aufschwung trug auch der Umstand bei, daß die Eingeborenen während der kriegerischen Wirren deutlich eingesehen hatten, wie gut es Neizel mit ihnen meine; und dadurch wuchs das ihm schon früher entgegengebrachte Vertrauen in starkem Maße. Er hatte aber auch seinerseits das Volk sehr lieb und ging, obwohl hin und wieder durch Kränklichkeit behindert, den Seelen mit unermüdlichem Eifer nach. Von seiner patriarchalischen Stellung in der Gemeinde ein kleiner Beweis. Paulus Mapungwane hatte unter seinen Töchtern eine, die recht unbändig war und vom Evangelium nichts wissen wollte. Als einmal der Vater sie zur Arbeit auf das Feld schicken wollte, lief sie von dannen und blieb tagelang fort. Als der Missionar dies hörte, ließ er sie, da man wußte, wo sie sich aufhielt, holen und sprach mit ihr ernst und seelsorgerlich in Gegenwart des Vaters. Aber er wußte, daß Güte allein nicht immer hilft. So gab er dem Alten einen Riemen in die Hand und forderte ihn auf, seine väterliche Pflicht an dem Mädchen zu erfüllen. Das tat Paulus denn auch, obwohl sonst die Kaffern sehr schwach gegen ihre Kinder sind. Und die Kur hatte guten Erfolg. Einige Monate nachher meldete sich das Mädchen zum Unterricht; sie wurde still, sittsam und bescheiden und konnte dann nach der Vorbereitungszeit mit gutem Gewissen getauft werden. Nicht viel später kam Paulus zu Neizel und teilte ihm mit, daß ein junger Christ die Tochter zur Frau begehre. „Sie ist ja ebensogut Dein Kind, wie meines", sagte er, „Du sollst entscheiden." Der Missionar war einverstanden, und so wurde denn auch bald Hochzeit gehalten. —

Eine bedeutende Verringerung der kleinen Christengemeinde wurde zwar mit Bedauern empfunden, aber sie beruhte auf ganz äußerlichen Gründen. In früheren Zeiten hatte sich nämlich eine ganze Anzahl von Leuten aus einem Bassutostamme in der Nähe von Emangweni niedergelassen, weil sie durch allerlei Streitigkeiten und Unordnungen aus ihrer Heimat vertrieben waren. Von diesen waren nicht wenige Christen geworden. Nachdem nun die Engländer den Landstrich, aus dem sie geflohen waren, in Besitz genommen und geordnete Zustände herbeigeführt hatten, konnten die Bassutochristen dem Drange nicht widerstehen, in die heimischen Gebiete zurückzukehren. Dadurch schmolz die Gemeinde von Emangweni etwa auf die Hälfte zusammen. Immerhin wurde hierdurch auch der Grund zu mancher Uneinigkeit, die wohl hin und wieder vorkam, beseitigt, und Emangweni war nun eine reine Sulu-Station. — In dieser Zeit — nicht lange nach dem

Abzug der Bassuto — gab es eine bedeutsame Taufe; zum erstenmal nämlich wurde ein „vornehmer" junger Mann, ein Verwandter des alten Umbalo, also aus der Häuptlingsfamilie, in die Gemeinde aufgenommen. Als er in den Unterricht eintrat, wollten ihn sein Vater und andere Angehörige zurückhalten und stellten ihm vor, daß er die Anwartschaft auf die Häuptlingswürde verliere, wenn er Christ würde. Aber er erwiderte einfach und bestimmt: „Das wird mir nichts schaden; wenn ich auch das Erstgeburtsrecht verliere, so will ich doch beim Glauben bleiben." —

Eine ganz ungeheure Erregung rief in ganz Südafrika der Krieg der Engländer mit dem mächtigen, grausamen, blutdürstigen Sulu-König Cetshwayo gegen Ende 1878 und Anfang 1879 hervor. Entsetzliche, unerhörte Greueltaten wurden von den zügellosen Heerscharen des Königs gegen die Weißen verübt, und am 22. Januar 1879 erlitten die englischen Truppen bei Isandlwana eine furchtbare Niederlage. Erst nach schweren Kämpfen gelang es den Engländern, der wilden Horden Herr zu werden und der Hochburg des südafrikanischen Heidentums, dem gewaltigen Sulureiche für immer ein Ende zu bereiten. Auch unsere Station Emangweni wurde durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen; die Männer und Jünglinge mußten — auf englischer Seite — mit ins Feld rücken, so daß Neizel längere Zeit hindurch nur Greise, Frauen und Kinder um sich hatte. Aber Gottes Hand waltete trotzdem sichtbar; keiner der Christen kam ums Leben, und kein Missionsgebäude wurde beschädigt. Die stille Arbeit konnte sogar während des Krieges fortgesetzt werden; ja, es kam unter dem Ernst der Zeit eine gewisse geistliche Bewegung unter die zurückgebliebenen Frauen und Mädchen. Die sonst üblichen wilden Tänze und Trinkgelage hatten naturgemäß aufgehört, und das Wort Gottes fand empfänglichere Herzen. Freilich darf man nicht annehmen, daß schwere Heimsuchungen immer und alsbald offensichtliche Früchte zeitigen, — in der Christenheit nicht und in der Heidenwelt erst recht nicht. Hält der Missionar den Heiden vor: „Unsere Sünden fordern Gottes Strafgericht heraus", — so entgegnen sie, das könne doch wohl nicht sein; denn einmal hätten sie keine Sünden, und wenn einzelne auffallende Fälle auch vorkämen, sei doch Gott zu hoch erhaben, um sich darum zu kümmern. Werden sie im Hinblick auf gute Zeiten zum Dank gegen den Geber aufgerufen, so heißt es: „Ohne Gebet haben wir geerntet; das Glauben und Danken ist nicht nötig."

Sehr langsam ging es aufwärts in Emangweni, nicht in ge-

rader Linie, sondern unter vielen Schwankungen, durch Leid und Freude. Daß der Widerstand gegen das Christentum sich lebhafter regte, als in den Anfangszeiten, rechnen wir gar nicht zu den unerfreulichen Erfahrungen; denn das ist ein Zeichen von der Wirkungskraft des Evangeliums. Anerkennenswert war es, daß die Gemeinde sich aus den Stationseinkünften ohne Hülfe aus Berlin eine neue Kirche baute, die am Neujahrstage 1882 eingeweiht wurde. Auch hören wir es gern, wenn Neizel trotz der Klage über den gar zu langsamen Fortschritt bezeugt: Haben sich die Leute erst einmal entschlossen, dem Heilsruf zu folgen, so bleiben sie auch beständig, Rückfälle kommen kaum vor. Er selbst hatte öfter unter Krankheiten zu leiden, auch einmal einen gefährlichen Unfall zu bestehen. In einer derartigen Verfassung vollzog er eines Tages eine eigentümlich bewegliche Taufe. Von der einen Seite trug man eine dem Sterben nahe Greisin, die sich, wie sie sagte, nach „dem Wasser Jesu" sehnte, auf ihrem Lager eine halbe Stunde weit zur Kirche; von der andern Seite schleppte sich der kranke Missionar auf zwei Krücken mühselig ins Gotteshaus und spendete das Sakrament. Er hatte sich übrigens, um dies hier einzufügen, zum zweitenmal verheiratet; das Alleinsein auf einsamer Station ist für einen Missionar, namentlich wenn er kleine Kinder hat, fast unerträglich. Als das zweite Jahrzehnt seiner Wirksamkeit verstrichen war, betrug die Zahl seiner Gemeindeglieder 49, nicht viel für 20 Jahre, aber doch ein Zeichen dafür, daß die Arbeit nicht vergeblich war.

Aus den nun folgenden Jahren haben wir einen

zweiten Besuch des Direktors Wangemann

zu verzeichnen. Trotz seiner 66 Jahre noch rüstig und arbeitsfroh, hatte er sich zu einer neuen Visitationsreise entschlossen. Am 21. April 1885 langte er in Emangweni an. Wie anders trat ihm jetzt die Station vor Augen, als vor 18 Jahren! „Aus einem Wäldchen von Gummibäumen schaute das neue Missionarshaus und das kleine freundliche Kirchlein lieblich hervor. Rechts und links heben sich in einiger Entfernung freundliche viereckige Häuser von Stationsbewohnern aus grünen Baumgärten anmutig ab. Die Kraale der heidnischen Kaffern sind in die Ferne gerückt."

Die Schulkinder und die jungen Männer, letztere zu Pferde, zogen dem Direktor weit entgegen und geleiteten ihn mit Singen und Hurra-

rufen zum Ziele. Noch an demselben Abend prüfte D. Wangemann die Schulkinder und konnte sich an ihrem zutraulichen, offenen, gewandten Wesen herzlich erfreuen. Am andern Vormittag hielt er in der Kirche, vor der vollzählig versammelten kleinen Gemeinde, eine Predigt, die mit voller Aufmerksamkeit angehört wurde. Nach dem Gottesdienst begleitete ihn die ganze Gemeinde in feierlichem Zuge vor das Haus des Missionars. Hier stellte man sich im Halbkreise auf, und der Helfer Johannes begrüßte den Direktor mit einer Ansprache, in der er den Dank der Gemeinde zum Ausdruck brachte. Zugleich überreichte er, wie das Sitte ist, einen Beitrag zu den Reisekosten in Höhe von 84 M. Es war insofern eine wertvolle Gabe, als kein einziger sich von der Spende ausgeschlossen hatte. Außer dieser allgemeinen Begrüßung kamen noch den ganzen Tag über viele einzelne, um den Direktor zu sprechen und ihm kleine Andenken mitzugeben. Die Heiden, die D. Wangemann, wie anderswo, so auch hier gern in größerer Zahl angeredet hätte, hielten sich sehr zurück. Sie hatten wohl — mehr oder weniger bewußt — das Gefühl der Scham darüber, daß sie dem freundlichen Ruf „Lasset euch versöhnen mit Gott" immer noch nicht gefolgt waren, ja sogar der Ausbreitung des Christentums zumteil heftigen Widerstand entgegengesetzt hatten.

Ja, dieser Widerstand zeigte sich auch in der Folge noch recht häufig in stürmischer Weise. Namentlich kam es vor, daß die heidnischen Angehörigen junge Mädchen, die sich zum Eintritt in den Taufunterricht entschlossen, durch Gewalt und Mißhandlungen zurückzuhalten versuchten. Demgegenüber wurde vielfach eine heldenmütige Standhaftigkeit offenbar. Daß gerade die Mädchen von den Ihrigen oft so leidenschaftlich am Übertritt gehindert wurden, hat einen sehr äußerlichen Grund. Bekanntlich verkaufen die Väter ihre Töchter zur Ehe und bekommen für jede eine Anzahl Rinder, wohl bis zu 20 Stück. Nun fürchten sie, daß ihnen diese erhoffte Einnahme verloren geht, wenn die Mädchen Christinnen werden. Jedenfalls war der Einfluß des Evangeliums aus dem Volksleben nicht mehr auszuschalten; auch die Heiden konnten sich ihm nicht mehr entziehen. Die naturgemäße Folge der Mission, die Zivilisation, wuchs stetig. Man lernte den Pflug benutzen, Bäume pflanzen, bessere und festere Wohnungen bauen, und die Frauen ließen sich gern von Frau Neizel im Nähen unterweisen. Dazu die von der Schule ausgehende Einwirkung auf die Bildung des jungen Geschlechts!

Neizel arbeitete mit steter Treue und Geduld weiter, verlor unter

allerlei Anfechtung, Krankheit, Unfall und Gefahr seine hoffnungsfrohe Stimmung nicht und durfte doch auch erquickende Früchte der Verkündigung sehen. Er dehnte auch räumlich seine Tätigkeit aus; so war es eine Außenstation Erasmusdam, deren Entwickelung ihm besondere Freude machte. Willige Helfer aus den Eingeborenen standen ihm zur Seite. Ein Gemeindevorstand wurde gebildet, dem es oblag, Zucht und Sitte in der Gemeinde zu pflegen. Eine äußerliche, aber wichtige Sache war es, daß dem Stamme der Landbesitz — etwa 16 200 Hektar — in aller Form Rechtens zur Benutzung zugesprochen und verbrieft wurde.

„Der Damm des Heidentums hat einen Riß bekommen, der immer größer wird!" — so durfte Neizel rühmen. Und als es ihm vergönnt war, auf eine 25jährige Tätigkeit seit Gründung der Station zurückzublicken, schrieb er: „Wenn ich auch nicht sagen kann: ich bin zwei Heere geworden, — so bin ich doch froh und dankbar, daß ich sagen kann: der Herr hat mir ein Heerlein geschenkt." In dem Vierteljahrhundert hatte er 121 Heiden getauft, von denen etliche weggezogen, wenige gestorben waren, so daß er an jenem Wendepunkt 87 Seelen um sich sah. Unter den Fortziehenden waren auch solche, die nicht dauernd, sondern nur zeitweise die Station verließen, um anderswo, namentlich auf den Goldfeldern bei Johannesburg Arbeit zu suchen. Diese hielten sich — im Unterschiede von anderweitigen Erfahrungen — meist brav, schickten das verdiente Geld nach Hause und kehrten auch selbst zurück. Überhaupt wuchs die Arbeitslust und damit die wirtschaftliche Weiterentwickelung.

Wir übergehen die weiteren Jahre, die dem ersten Missionar und Stationsgründer von Emangweni noch zugemessen waren, bis ihm der Herr den Hirtenstab aus der Hand nahm. Es ging in ähnlicher Weise weiter: geringer Fortschritt, unter Umständen auch Mattigkeit und Lauheit im geistlichen Leben, aber auch deutliche Spuren von der Wirkung des Gottesgeistes.

Am 5. Juli 1896 ging der „fromme und getreue Knecht" im Alter von 57 Jahren nach 37jähriger Arbeit zu seines Herrn Freude ein. In der Geschichte der Berliner Mission und sicherlich auch in seiner von ihm so geliebten Gemeinde Emangweni wird ihm ein liebevolles Gedenken bewahrt bleiben.

Sein Nachfolger wurde

Missionar Pauli,

jetzt in Rosenstein. Im November 1896 bezog er die Station, zu-

nächst noch einige Monate von dem jungen Bruder Manzke unterstützt, der nach Neizel's Tode die Vertretung übernommen hatte. Pauli kam aus dem Maschonalande und hatte es im Anfang schwer, sich in die Sprache einzuleben; bescheiden drückt er aus, es werde Jahre dauern, ehe er recht würde predigen können, namentlich nach einem so ausgezeichneten Sprachenkenner, wie Neizel gewesen sei. Auch ihm wurde die Erfahrung nicht erspart, daß Natal ein harter Boden für die Missionsarbeit, das Volk der Kaffern stolz, abweisend und verschlossen sei. Diese Erkenntnis schreckte ihn aber nicht ab. Geht doch jeder Missionar mit dem Bewußtsein hinaus, daß er berufen sei, mit den Waffen des Lichts gegen den furchtbarsten Feind zu kämpfen, von dem Luther sagt: Groß' Macht und viel List sein' grausam' Rüstung ist. Mit Schmerzen mußte der neue Missionar sehen, wie dieser Feind nicht nur die Heiden zurückhielt, sondern auch innerhalb der bereits gesammelten kleinen Christengemeinde Unheil anrichtete; denn auch in ihr kamen immer wieder Rückfälle in die alten Kaffernsünden: Zauberei, Trunksucht, Unzucht, Zanksucht vor. Aber es fehlte ihm nicht an treuen Helfern, unter denen Johannes Mokwena und Daniel Ngobuko hervorzuheben sind. Und er selbst trieb sein Werk in wachsendem Umfange, je mehr es ihm seine Fortschritte in der Beherrschung der Sprache gestatteten, besuchte auch fleißig die schon von Neizel besetzten Außenplätze Erasmusdam, Richards-Rust, Nelsonskop. Daß er sich auch des Schulwesens annahm, bedarf kaum der Erwähnung. In dieser Hinsicht hatte er es in der ersten Zeit schwerer, als sein Vorgänger. Dieser hatte einen tüchtigen eingeborenen Lehrer eingesetzt, und die Schule bezog einen Regierungszuschuß; doch ist dabei die Bedingung, daß solche von der Regierung unterstützten Schulen mindestens 20 Zöglinge haben müssen. Da nun infolge der bereits erwähnten Abwanderungen die Schule zeitweise unter die bestimmte Schülerzahl herabsank, fiel der Zuschuß fort, und Pauli mußte selbst unterrichten, wobei seine Frau ihm half. Diese und andere Schwierigkeiten hatten ihren Grund zumteil auch darin, daß der infolge seiner langjährigen Arbeit allbekannte und geliebte Neizel durch seinen persönlichen Einfluß manche Hemmnisse zu beseitigen vermochte, die naturgemäß dem Neuling unüberwindlich waren. Gleich in der ersten Zeit seines Wirkens hatte die Gemeinde und das Volk und der Missionar mit ihnen schwere Heimsuchungen äußerlicher Art durchzumachen: Rinderpest, Dürre, Masern und eine ruhrartige Krankheit. Besonders die Rinderpest wirkte nicht nur durch die schlimmen wirtschaftlichen Verluste, die sie mit sich

brachte, niederdrückend, sondern auch als höchst störendes Verkehrshindernis. Die Absperrmaßregeln sind aus guten Gründen in Afrika sehr viel schärfer, als bei uns zulande z. B. während einer Maul- und Klauenseuche. Die Außenplätze konnten zeitweise gar nicht besucht werden. Ein Mann aus Nelsonskop verstieß — lediglich aus dem Drange, Gottes Wort zu hören — gegen die Sperrgesetze; er wurde dabei gefaßt, mußte 50 M. Strafe zahlen und bekam dazu noch 15 Hiebe. Aber mit leuchtendem Auge erzählte er später, daß er um des Wortes willen die Strafe gern erduldet habe. Eben wegen der Rinderpest mußte eine Zeitlang sogar die Schule geschlossen werden. Doch diese trüben Zeiten waren Mittel in Gottes Hand, um das geistliche Leben zu fördern. Durch die Not der Zeit wurden auch viele Heiden erschüttert und innerlich angefaßt. Pauli und die Helfer fanden bei ihren Predigten stets einen großen Hörerkreis; in dem Trübsalsjahre gab es 20 Neuanmeldungen zum Taufunterricht, und die Schule begann sich wieder mehr zu füllen. Ja, es kam vor, daß Heiden vom Krankenlager aus den Missionar oder einen Helfer zu sich rufen ließen, um mit ihnen zu beten.

Im Jahre 1900 erlebte die Station

eine dritte Visitation,

diesmal durch den Direktor D. Gensichen. Er kam, begleitet von seiner Gattin, am 28. April gegen Abend auf Emangweni an, freudig begrüßt von den Missionarsleuten, den Gemeindegliedern und den Schulkindern. Es wurde sofort ein Gottesdienst gehalten, in dem der Direktor in dichtgefüllter Kirche über das Wort 1. Johannis 4, 16 „Wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat", redete. Am folgenden Tage, dem Sonntag Misericordias Domini, wurden wiederum mehrere Gottesdienste gehalten; auch Montag und Dienstag gab es noch mancherlei zu tun. Wenn die Schule, an der neben Pauli und seiner Frau noch eine angestellte Lehrerin unterrichtete, im Wesentlichen die Zufriedenheit des Direktors erweckte, so ist das für den, der den D. Gensichen als einen im Schulwesen sonderlich erfahrenen Mann und alten Kreis-Schulinspektor kennt, eine wertvolle Anerkennung. Er hielt auch mit den Helfern eine eingehende Konferenz ab und besuchte den Katechumenenunterricht. Hierbei fand er die Antworten der Katechumenen so ursprünglich und selbständig, daß er den deutlichen Eindruck hatte: Das ist kein Hersagen bekannter Formeln! Eine Frau, die sich am Visitationssonntage zum Taufunterricht ange-

meldet hatte, war am nächsten Tage wiederum in der Kirche. Auf die Frage des Direktors, warum sie gekommen sei, gab sie mit sichtlicher Bewegung die Antwort: „Großer Lehrer, draußen im Heidentum ist der Tod, und ich suche das Leben." Dienstag abend fand dann noch ein letzter Gottesdienst statt.

Bei der von dem Direktor im Mai abgehaltenen Synodalversammlung in Christianenburg wurde eine für Emangweni wichtige Bestimmung getroffen. Missionar Pauli, der oft an Asthma litt, hatte den berechtigten Wunsch, auf eine andere Station versetzt zu werden, die seiner Gesundheit günstiger sei. So wurde vereinbart, daß er mit dem Bruder Streit, bisher in Hoffenthal, tauschen solle. Dieser wirkte nun bis 1904 in Emangweni. Schon im ersten Jahre hatte er die Freude, 32 Erwachsene taufen zu dürfen, während 46 im Taufunterricht standen und die ganze Gemeinde 179 Seelen, die Schule 60 Kinder zählte. Das ist doch schon ein anderes Bild, als es die Station viele Jahre hindurch gewährte. Wie erfreulich klingt auch der Bericht des Missionars: „Über den Wandel der Gemeinde kann ich nicht klagen. Viele wandeln in großer Schwachheit, aber ich bin doch gewiß, alle haben das redliche Verlangen, selig zu werden." Vielleicht ein wenig zu günstig geurteilt, denn der weitere Verlauf der Stationsgeschichte zeigt uns noch manches Trübe. Immerhin mußten doch schon sichtbare Früchte der Wortverkündigung vorhanden gewesen sein. Davon zeugen ja auch die Zahlen; diese sind in der Tat maßgebend; denn, wie D. Gensichen auf der seiner Reise folgenden Berliner Generalversammlung als einen seiner stärksten Eindrücke hervorhob, äußere Umstände bilden auf dem dortigen Missionsfelde niemals den Grund zum Übertritt. —

In die Zeit der Jahrhundertwende fiel, wie bekannt, der Krieg zwischen den Engländern und den Buren. Wie schwere Schäden und Verluste dadurch unsere südafrikanische Mission im Allgemeinen zu erleiden hatte, darf hier nicht geschildert werden. Die Station, mit der wir es zu tun haben, wurde von den Wirren und Schrecknissen des Krieges unmittelbar nicht berührt. Aber eine mittelbare Folge war die, daß die Eingeborenen in jener Zeit viel Gelegenheit zum Verdienst hatten; doch das Geld gedieh ihnen nicht zum Segen. Der Missionar mußte klagen, daß sie dadurch noch hochmütiger und unempfänglicher wurden. Allerdings brachte das Jahr 1902 einen furchtbaren Rückschlag durch eine ganz außergewöhnliche Dürre; während früher in Emangweni nie ein Wassermangel zu spüren war, trat er diesmal auch hier in so starkem Maße ein, daß eine völlige

Mißernte große Not anrichtete. Die Leute waren gezwungen, nach Johannesburg und anderswohin auszuziehen, um Arbeit und Erwerb zu finden. Dazu kam noch in demselben Jahre Hagelschlag. Auch die Missionarsfamilie wurde natürlich von der allgemeinen Not recht hart mitbetroffen; Monate hindurch hatten sie keinerlei andere Nahrung als Milch.

Im Jahre 1904 wurde Streit nach Christianenburg versetzt, und sein Nachfolger in Emangweni wurde

Missionar Eichbauer,

der auch jetzt noch der Station vorsteht. Dieser liebe Bruder ist aus Süddeutschland, aus dem Bayernlande von Gott unsrer Gesellschaft zugeführt worden; es trifft sich merkwürdig, daß er denselben Geburtstag wie unsre Station hat, 25. Juni; aber er ist 11 Jahre jünger als sie. Wie anders vollzog sich sein Amtsantritt, als der Einzug des ersten Missionars vor jetzt 50 Jahren! Neizel fand das ungebrochene Heidentum vor, kein Haus, keine Kirche, keine Gemeinde, keine Christenseele. Bruder Eichbauer durfte eine Gemeinde von rund 300 Seelen begrüßen und wurde bei seiner Einführung auch von ihr herzlich willkommen geheißen. In ihrem Namen sprach der Helfer Johannes Mogwena ihm die Segenswünsche zu seiner Arbeit aus, „auf daß die Gemeinde Emangweni wachse unter Christi Kreuz". Eichbauer brachte gleich auch seine junge Frau Martha, geb. Birkholz mit. Es ist immer lehrreich zu beobachten, und zwar auf dem Missionsfelde ebenso wie in der Heimat, wie ein neueintretender Seelsorger das Gemeindeleben beurteilt; denn nicht selten verschiebt sich das Bild durch die Gewohnheit. Eichbauer schrieb im Anfang, daß er die gleiche Erfahrung mache, wie sie der treue Johannes aussprach: „Die Sorge um unsre Christen läßt mich manchmal vor Mitternacht nicht schlafen." Innerhalb der Gemeinde die alten Heidensünden: Unzucht, Trunksucht, Faulheit; mehrfach mußten Gemeindeglieder vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen werden. Neben den allbekannten Lastern sei beiläufig hier noch eine schlimme Untugend berührt, die viel Unheil anrichtet, es ist das Dacharauchen. Dacha ist Hanfkraut und wird aus einer Wasserpfeife geraucht. Es wirkt ganz ähnlich verwüstend auf Leib und Geist, wie das Opium bei den Chinesen. Aber die Eigenart hatte die Gemeinde sich bewahrt, daß die Gottesdienste stets gut besucht wurden. Und daß dies nicht etwa nur Gewohnheitssache war, bewies bei vielen der Wandel und das freudige Bekenntnis. Am schwersten

haben es ja diejenigen Getauften, die vereinzelt in heidnischer Umgebung leben und von den Heiden viel Anfechtung erdulden müssen. Da ist es doch wertvoll, wenn wir aus dieser Sachlage heraus eine Frau sagen hören: „Sie können mir das Leben nehmen, aber nicht den Glauben." In dem gleichen Sinne sprach ein Mann: „Wir bekennen Jesum, auch wenn wir deshalb gebunden werden." Eine Freude war es für Eichbauer, daß der Häuptling Usibamu sich dem Evangelium sehr freundlich gegenüberstellte. Nicht nur, daß er keinen Widerstand leistete; nein, in seinem eigenen Hause ließ er den Missionar Gottesdienst abhalten, hörte, sang, betete, kniete mit den Christen. Aber freilich, es war auch hier, wie in so tausend Fällen: „Es fehlt nicht viel, Du überredest mich, daß ich ein Christ würde." (Apost.-Gesch. 26, 28.) Nicht viel, doch gerade der entscheidende Schritt fehlt!

Einen schmerzlichen Eindruck von den Schäden, an denen die Gemeinde krankte, bekam der neue Missionar bald nach seinem Antritt durch ein furchtbares Ereignis. Die Sitte, zu Zeiten das hohe Gras abzubrennen, hat manchmal gefährliche Folgen, dann nämlich, wenn während des Brennens ein Sturm entsteht. So geschah es in Emangweni. Der Sturm war so stark, daß er Bäume entwurzelte. Und nun wälzte sich das Feuermeer gegen die Station heran. Unter größter Anstrengung wurden die Stationsgebäude selbst vor der Vernichtung bewahrt; aber 13 Häuser, viele Kaffernhütten, viel Hab und Gut, Vorräte und Kleider gingen verloren, ja, zwei Frauen kamen ums Leben, und mehrere Leute erlitten schwere Brandwunden. Eichbauer stellte der Gemeinde klar und ernst ihre Schuld vor die Seele. Zunächst war seine rechtzeitig getroffene Anordnung, die Vorbeugungsarbeit gegen die Brandgefahr auszuführen, aus Trägheit und Säumigkeit nicht erfüllt worden. Und zweitens hatten gerade an jenem Abend eine ganze Anzahl von Männern der Gemeinde mit Heiden zusammen an einem andern Orte ein großes Biergelage gefeiert. Wären sie zur Stelle gewesen, so hätte viel mehr gerettet werden können. „O dieses Kafferbier!", schreibt der Missionar, „was für eine Macht übt es auf viele unsrer Christen aus, und was für ein Heer von Sünden ist sein Gefolge!" Unter der erschütternden Einwirkung des Unglücks gab im Gotteshause die ganze Gemeinde das feierliche Versprechen, die Biergelage zu meiden und zu wandeln, wie es Gläubigen geziemt. Der Missionar vertiefte diese heilsamen Anregungen durch regelmäßig abgehaltene Gemeinde- und Helferversammlungen, in denen alle Angelegenheiten besprochen und ernste Entschlüsse zur Aufrechterhaltung der

Zucht und Ordnung immer von Neuem gefaßt wurden. Sehr treulich besuchte Eichbauer die Außenplätze, es waren ihrer nunmehr sechs geworden, und hielt jeden Sonntag mindestens auf einem Gottesdienst.

Ein Ereignis, welches zwar nicht den engsten Kreis unsrer Station berührt, aber doch für das ganze Gebiet eine Bedeutung hat, war die Errichtung des Lehrer- und Helferseminars in Emmaus. Jeder kann leicht ermessen, von welcher großen Wichtigkeit es für den Missionsbetrieb ist, eingeborene Verkündiger des Evangeliums heranzubilden. — Da wir eben von allgemeineren, über die Station hinausgreifenden Verhältnissen reden, sei hier noch in aller Kürze auf zwei Erscheinungen hingewiesen, die die ganze südafrikanische Mission betreffen und mehr oder minder auch in Emangweni fühlbar wurden. Da sind zunächst die überaus bedauerlichen und verwirrenden Versuche anderer Missionen, (— aber nicht deutscher —) in unsere Gebiete einzudringen. Derartigen Störungen mußte auch in Emangweni mehrfach entgegengetreten werden. Umfassender und gefährlicher aber betätigte sich die sogenannte „äthiopische Bewegung". Das ist das Bestreben der Schwarzen, sich von der Leitung der Weißen freizumachen und alle ihre Angelegenheiten selbständig zu besorgen. „Afrika den Afrikanern!", so lautete das Losungswort. Und es war nicht nur eine politische, sondern zugleich eine kirchliche Bewegung; denn auch viele schwarze Christen wurden von dem Selbständigkeitsdurst ergriffen und wollten die Bestrebungen auch auf das kirchliche Gebiet übertragen. Den berechtigten Kern dieses Dranges hat unsere Mission stets anerkannt und ihm auch reichlich Entgegenkommen bewiesen. Hierauf kommen wir noch zurück. Aber wo Übermäßiges gefordert wird, hilft meist eine mäßige Gewährung nichts. Übrigens sei gleich hier vorweggenommen, daß nach dem Eindruck unseres Inspektors Wilde von seiner Visitationsreise die äthiopische Bewegung heute keine erhebliche Gefahr für die Mission mehr ist. Anfang 1906 hegten unsere Missionare in Natal ernstliche Befürchtungen, daß es zu einem Aufstande kommen werde. Missionar Eichbauer erhielt einen Drohbrief, — oder sollte es eine Warnung sein? —, darin stand: „Pastor, rette Dich sofort, denn in acht Tagen sollst Du und Deine Frau durch den Speer erstochen werden." Natürlich fiel es ihm nicht ein, sich dadurch zum Verlassen seines Platzes bewegen zu lassen. Ängstliche Leute taugen nicht zum Missionsdienst. Es kam ja auch in der Tat zu einem erbitterten Kampf zwischen Schwarzen und Weißen; aber zum Glück brachen die Aufrührer zu früh los, ehe die beabsichtigte Vereinigung der Sulustämme zustandegekommen war.

Und so gelang es der Regierung unschwer, die Empörung, von der die farbigen Christengemeinden sich grundsätzlich ferngehalten hatten, niederzuwerfen. Gottes gnädige Fügung aber sorgte dafür, daß unter dem Kriegsgeschrei das Friedenswerk der Mission ohne erhebliche Störung fortgeführt werden konnte.

Es folgten nun Jahre

gesunder Weiterarbeit.

Mit rüstiger Kraft und fröhlichem Eifer lag Eichbauer seinem Beruf ob. Auch seine Helfer nahmen es mit ihren Pflichten sehr ernst. Eine weise Einrichtung war es, daß der Missionar sie zu monatlichen Konferenzen um sich sammelte, um die gegenseitigen Erfahrungen auszutauschen und eingehend zu erwägen, wie das Wort Gottes immer weiter in die Volksseele einzupflanzen sei. In dieser Richtung wurde dadurch noch ein Schritt vorwärts getan, daß Superintendent Minkner die Helfer der ganzen Natalsynode mit den Missionaren zu Konferenzen um sich vereinigte, von denen sichtlich ein Segen ausging.

Wenn wir von gesunder Weiterarbeit reden, so darf das durchaus nicht in dem Sinne verstanden werden, als habe das Evangelium einen schnellen und ungehemmten Siegeslauf gehalten. Unter den kraftvollen Sulustämmen trägt auch die Feindschaft gegen das Wort vom Kreuz das Gepräge der Kraft. Immer und immer wieder bis in die neue Zeit hinein wird die Klage laut, daß die Christen so unsäglich viel Verfolgung, Bedrückung und Gewalttat von ihren heidnischen Familiengliedern auszuhalten haben. Mit frechem Lachen wird dem Missionar erklärt: „Ich will lieber in die Hölle, als in den Himmel!" Oder er bekommt zu hören: „Für Männer ist das Glauben nichts, das mag den Frauen überlassen bleiben." Aber aus all der Feindschaft heraus vernimmt das geistige Ohr wohl auch einen leisen Unterton der Furcht vor der Macht des Evangeliums. So ließ eines Tages ein vornehmer Heide dem Missionar Eichbauer die Botschaft ausrichten: „Lehrer, komme nicht mehr auf diesen meinen Platz, auf dem ich wohne; sonst fangen alle meine Leute an zu glauben!" Wie sehr der liebe Bruder sich bemüht hat, diese Befürchtung des Heiden zur Wirklichkeit werden zu lassen, können wir uns vorstellen. Er hatte reichlich Arbeit, und er hat sie treulich und mit rüstiger Kraft geleistet. Zeitweise mußte er an fünf Tagen der Woche von 9—3 Uhr Schule halten, weil kein Lehrer da war. Dazu der Taufunterricht, die gehäuften Sonntags- und Wochengottesdienste auf den verschiedenen,

zumteil entfernten Plätzen, die anstrengenden Ritte zu den Wohnstätten der Heiden. Leicht haben es unsere Missionare wahrlich nicht; aber das Schwerste ist nicht die amtliche Tätigkeit, und wenn sie noch so mühevoll ist. Viel schwerer bedrückt es das Gemüt, wenn es scheint, als wäre alles liebevolle Werben um die Seelen vergeblich, wenn die Geladenen nicht kommen wollen, und namentlich, wenn unter den bereits um das Wort Gottes Gesammelten immer wieder Rückfälle in heidnisches Wesen und schwere Sünden zutage treten. „Erlebt man solches", so schreibt Eichbauer einmal im Hinblick auf trübe Vorkommnisse, „so verliert man auch den letzten Rest von falschem — wohlgemerkt, er sagt von falschem — Optimismus." Aber er weiß sich auch den rechten Trost und fügt hinzu: „Wie gut ist es, daß der treue Gott das Gleichgewicht wiederhergestellt hat durch treue Helfer, liebe Christen und sein Wort." Ja, es ging wirklich vorwärts. Die Erkenntnis, daß vor allen Dingen die Christengemeinde in sich selbst Zucht halten müsse, drang mehr und mehr durch. So beschloß die Gemeinde, daß fortan die Feldarbeit ohne Biergenuß verrichtet werden solle. Einige wollten sich zwar nicht fügen, aber Eichbauer hielt entschieden an der Durchführung des Beschlusses fest. Und wie der gnädige Gott so oft durch Fügungen, die ans Wunderbare grenzen, sein Wohlwollen oder sein Mißfallen offenbart, so geschah es auch hier. Gleich in dem Jahre des Beschlusses vernichtete rings um die Station her ein furchtbarer Hagelschlag die Felder; aber Emangweni blieb verschont und durfte sich einer besonders guten Ernte erfreuen. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir unter den menschlichen Mitteln, die zur Erzielung eines Fortschritts dienten, die trefflichen Ordnungen und Einrichtungen hervorheben, die von Eichbauer getroffen wurden. Für jeden der zahlreichen Außenplätze, die mit der Zeit angelegt worden waren, bestellte er einen Vorsteher. Diese Vorsteher dürfen nicht auf Lohnarbeit gehen; sie erhalten zur Entschädigung reichlich Acker zugewiesen und auch eine kleine Unterstützung aus der Missionskasse. Dafür müssen sie, so gut es eben geht, geistliche Arbeit verrichten; jeden Abend kommen sie zum Missionar, der sie in Bibelkunde und Glaubenslehre unterrichtet; jeden Sonnabend hält er mit ihnen eine besondere Gebetsstunde; dazu die schon erwähnten Helferkonferenzen. Diese reiche und vielseitige Wirksamkeit blieb denn auch nicht ohne sichtbare Frucht. Es entstand ein wunderbares Regen im Volk; zeitweise meldeten sich fast täglich neue Heiden zum Eintritt in den Taufunterricht. Auch der Superintendent Minkner, der in jener Zeit

(Oktober 1908) ein paar Tage in Emangweni weilte, fühlte sich erquickt und erfreut durch das Erwachen des neuen Lebens. Die Besserung der Zustände zeigte sich nicht zum mindesten in der wachsenden Schulkinderzahl; die alte Schule wurde zu klein, und im Dezember 1908 wurde mit Freude und Dank ein neues Schulhaus eingeweiht. Den äußeren Anstoß zu der Aufwärtsbewegung gab wohl auch ein Ereignis, welches in dem eintönigen, stillen Stationsleben als etwas Besonderes hervortrat. Es tagte nämlich im April 1908 in Emangweni ein Konvent der Natalsynode und eine Konferenz sämtlicher Helfer von Natal. Diese Tage mit ihren reichen, schönen Gottesdiensten und mit der Fülle von guten Worten, die von Weißen und Schwarzen geredet wurden, taten viel zur Aufrüttelung und Erweckung der Gemüter.

Freilich wird niemand, der die Verhältnisse kennt, erwarten, daß es von nun an nur Freude und Wonne, ungestörtes Wachstum und fröhliches Gedeihen auf der Station gegeben habe. Ach, so geht es ja nie oder kaum jemals im Reiche Gottes vorwärts. Wir müssen bedenken, es handelt sich um einen fortgesetzten Krieg, und wie selten vollzieht sich ein Krieg ohne Niederlagen und Rückschläge in lauter Siegen! Jene Bewegung wirkte doch nicht in dem Maße nachhaltig, wie es vielleicht im Anfange gehofft wurde. Eichbauer schreibt (— und wie bezeichnend ist das auch für die alte Christenheit! —): „Es sind in der Gemeinde noch immer solche Christen vorhanden, die ein Evangelium wünschen, bei dem man mit gutem Trost und fröhlicher Hoffnung das Böse an sich haben kann." Dabei denkt er besonders an den unmäßigen Biergenuß und das Mitmachen heidnischer Unsitten. Aber demgegenüber urteilt auch derselbe Mann, der kein Schönfärber ist: „Es sind jetzt in der Gemeinde Kräfte, die mir helfen, die Zuchtlosigkeit durch energische Zucht zu bekämpfen." —

Es ist gewiß an der Stelle, in diesem Zusammenhang einmal auf ein Hemmnis der Missionsarbeit den Finger zu legen, das unsäglich viel schmerzlicher ist, als die Gegenwirkung des Heidentums, nämlich die Stellung und das Verhalten vieler unter den Weißen, die in den Missionsgebieten wohnen. Was soll man dazu sagen, wenn christliche kafferische Dienstboten, die gern in die Kirche gehen wollen von ihren „christlichen" Herrschaften nicht die Erlaubnis dazu erhalten, wenn diese ihnen sagen: „Was wollt Ihr dort? Ihr werdet dort nicht besser, sondern schlechter; Ihr habt nicht nötig, in die Kirche zu gehen, das ist nichts für Euch." Ein Helfer kam auf einen Kraal, um seinen Landsleuten das Wort Gottes zu verkündigen; er mußte

die Abweisung hören: „Was wollt Ihr bei uns? Was Ihr predigt, ist ja alles nicht wahr; das haben uns die Weißen selbst gesagt!“ — Zu derartigen Reden kommen Taten, die vielleicht noch verderblicher wirken. Abgesehen von der in der ganzen überseeischen Welt beklagten sittlichen Unsauberkeit, deren sich Europäer im Verkehr mit den Eingeborenen schuldig machen, auch viele anderweitige Anstöße im Wandel, die dem Christennamen Unehre machen. So wurden einem Suluchristen auf der Eisenbahnfahrt 500 M., die er sich erspart hatte, von einem Weißen gestohlen! Wenn man derartige Dinge hört, so erscheint es fast wunderbar, daß die Sünden der Weißen nicht noch mehr Unheil anrichten.

Doch auch wenn dieses schuldhafte Verhalten der Weißen außer Betracht bleibt, wirkt die Berührung mit ihrer Kultur in mannigfachen Beziehungen ungünstig auf die Farbigen. Die letzteren werden, wenn sie um des Erwerbs willen in die Stadt ziehen, durch den Anblick des Lebens und Treibens anspruchsvoll. „Es ist nicht mehr schön zu Hause,“ — sagte ein junger Kaffer zum Missionar. Warum denn nicht? Weil man nichts zu sehen und zu hören bekommt! Erinnert das nicht an die auch bei uns in Deutschland so oft beklagte „Landflucht“? Da muß die Mission ihre Arme ausstrecken, um sich der in die Städte abgewanderten Gemeindeglieder helfend und bewahrend anzunehmen, und sie tut es auch. So wurde von Emangweni aus Josua Radebe als Evangelist nach Johannesburg abgeordnet.

Wir kommen nun zu den

letzten Entwickelungen

und Ereignissen des Halbjahrhunderts. Nur ganz kurz sei erwähnt, daß die von der Berliner Gesellschaft auf ihrem südafrikanischen Gebiet im Jahre 1912 eingeführte neue Kirchenverfassung selbstverständlich auch unsere Station Emangweni mitberührte. Der größere Verwaltungsbezirk, in den hierdurch Emangweni einbezogen wurde, heißt die Sulu-Xosa-Synode. Die Verfassung gibt den Gemeinden und Synoden — dem in ganz Südafrika lebhaft erwachten und nicht mehr zurückzuweisenden Drange entgegenkommend — eine stark gesteigerte Selbständigkeit in der Besorgung ihrer Angelegenheiten und soll eben dadurch auch ihre Leistungsfähigkeit und ihr Verantwortlichkeitsgefühl erhöhen. Über die Erfolge ist vorläufig noch nicht viel zu sagen. Das Neue muß sich erst einleben.

Von Wichtigkeit ist eine vierte **Visitation**, die die Station im

Verlaufe ihrer 50jährigen Geschichte erlebte. Diesmal durch den Missionsinspektor Wilde. In den letzten Januartagen 1911 traf er in Emangweni ein. Wiederum müssen wir sagen: Welch' ein Umschwung seit dem Beginn der Arbeit! „Die Türen haben sich in letzter Zeit weit aufgetan!" — so durfte der Visitator nach eingehender Prüfung aller Verhältnisse urteilen; er selbst hatte die Freude, 31 Erwachsene und 13 Kinder zu taufen. Und diese Zahl wurde noch vermehrt durch 44 andere Personen, die Eichbauer in demselben Jahre durch das Sakrament in die Gemeinde aufnahm. Zwar gibt es in dem volkreichen Gebiet immer noch viele Heiden, die sich fernhalten; aber daß innerhalb des Volkslebens das Evangelium einen nicht mehr zu beseitigenden Sauerteig bildet, ist keine Frage. Und ob auch noch die letzten Nachrichten aus Emangweni von einer wütenden Verfolgung berichten, die ein Mann namens Magawe gegen die Christen ins Werk setzte, so erzählt doch derselbe Bericht nicht nur, daß zwei Töchter dieses Mannes sich bekehrten, sondern auch daß sein Ansturm gegen das Wort keinen schädlichen Erfolg hatte. Im Gegenteil, es drängten sich immer mehr Heiden herzu, um die Predigt zu hören, — unter ihnen eine Frau, Baselina genannt, die nach ihrer Taufe in auffallendem Maße von Gott als Werkzeug zur Ausbreitung seines Reichs, namentlich unter den Frauen und Jungfrauen benutzt wurde. Solcher treuen Hilfskräfte gab und gibt es in Emangweni fort und fort eine ganze Anzahl. Der Name eines unter ihnen sei der Gemeinde zu ihrem Jubiläumsfeste ins Gedächtnis gerufen. Titus hieß er; Inspektor Wilde hatte ihn in sein Amt eingeführt. Titus besaß eine hervorragende Predigtgabe, die er mit unermüdlichem Eifer verwertete. Die Freude strahlte auf seinem Angesicht, wenn er — was sehr häufig geschah — neue Taufbewerber anmeldete. Dieser treue, noch junge Mann wurde vom Blitz getroffen und getötet. Eichbauer selbst fand mit tiefem Schmerz seinen Leichnam in den Bergen. Bitterlich weinend kam ihm auf dem Rückwege von diesem traurigen Gange des Titus junge Frau mit ihrem erst kürzlich geborenen ersten Kindlein auf dem Arm entgegen. Mit hoher Berechtigung klang am Grabe das Textwort: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu Deines Herrn Freude." —

Doch es sei genug der Einzelzüge. Am Schlusse unserer Wanderung mit der Gemeinde Emangweni durch ihre 50jährige Geschichte angelangt, haben wir noch von einer segenversprechenden Einrichtung Kunde zu geben, die den ganzen Bezirk betrifft. Unsere Gesellschaft hat mit

der „Schwedischen Kirchenmission" und der „Norwegischen Mission" ein Abkommen getroffen, um für ganz Natal drei gemeinsame Seminare zu errichten; in dem einen sollen Eingeborene zu Predigern, in dem andern zu Lehrern, in dem dritten zu Helfern ausgebildet werden. Das letztere kommt auf unsere Station Emmaus, nicht weit von Emangweni. Von den drei Gesellschaften werden die Kosten getragen und die Lehrkräfte gestellt. Auch ist in Aussicht genommen worden, daß von der gleichen Gemeinschaft gute Bücher und Schriften in der Sulusprache hergestellt werden. — —

Was haben wir nun für unsere Station Emangweni zu hoffen?

Sie ist ein kleiner Teil eines großen Ganzen. Darum entnehmen wir die wesentliche Antwort aus dem Blick auf das Ganze. Inspektor Wilde äußert sich folgendermaßen: „Die Reise durch Natal hat zu meiner eigenen Überraschung und großen Freude in mir die Hoffnung zurückgelassen, daß für die Sulumission frohere Zeiten, als bisher bevorstehen." Sein Gutachten würde uns für sich allein schon ein Gegenstand herzlicher Befriedigung sein; es gewinnt aber an Wert durch die Bestätigung seitens eines Mannes, dem noch längere Erfahrungen zu Gebote stehen. Die Visitationsreise führte unsern Inspektor mit dem Superintendenten der Schwedischen Mission zusammen. Dieser stellte in der Unterredung einen deutlichen Umschwung fest, der sich seit dem letzten Sulu-Aufstande in dem Urteil der Weißen über die Mission und die Missionare vollzogen habe. Da habe sich herausgestellt, daß die Missionare das Vertrauen des Volks besitzen; die aufständigen Heiden hätten die Losung ausgegeben, keinen Missionar zu töten; denn das seien die Leute, die sich, wenn sie — die Aufrührer — fielen, ihrer Kinder und Frauen annehmen würden. Aus diesem Grunde werden die Missionare nun auch von denjenigen Weißen, die für ihre Person dem Christentum fernstehen, mit andern Augen angesehen. — Derselbe Superintendent sprach seine Meinung über die Farbigen dahin aus: „Die Sulu sind immer als ein hartes, für das Evangelium verschlossenes Volk bezeichnet worden. Jetzt gibt es Zeichen, die darauf hindeuten, daß sich ein Wechsel vollzieht. Wundern Sie Sich nicht, wenn Sie in den nächsten Jahren große Dinge aus Natal hören." —

Das Licht dieser hoffnungsfrohen Beurteilung fällt auch auf Emangweni. — Die Station zählt nach den letzten Nachrichten 621

Seelen, und seit ihrem Bestehen sind 886 Heiden in den Tod Christi getauft worden.

Endlich noch die Erwähnung, daß nach den allerneusten Meldungen am 1. Februar dieses Jubeljahres ein stattliches neues Schulhaus mit großer Feierlichkeit eingeweiht worden ist. —

Wir schließen mit einem Wort unseres Bruders Eichbauer: „Trägt die Mission in Emangweni äußerlich zwar Knechtsgestalt, so ist sie doch lebenskräftig und hat eine Zukunft."

So walte denn die allein wirksame Gnade des Herrn weiter über Emangweni!

Druck von
Gebrüder Jacob
Buchdruckerei
Berlin, Müllerstr. 138 d